

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 12

Artikel: "Zum ersten, zum zweiten und zum -"
Autor: Müller, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637812>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

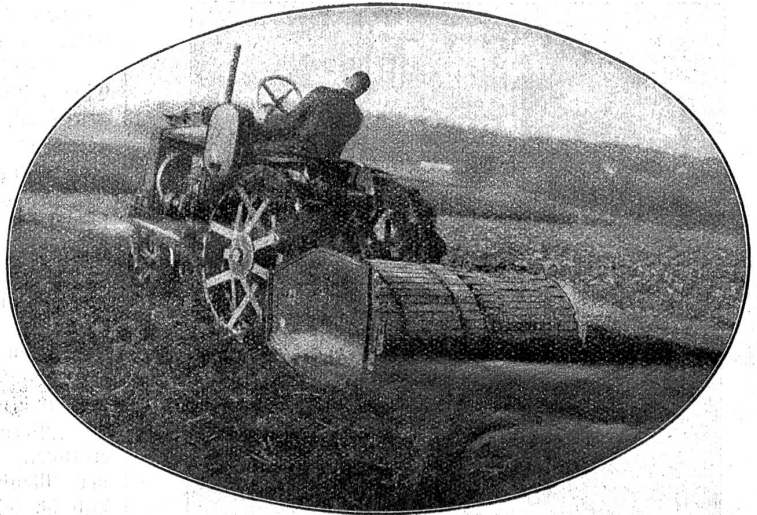
Ohne Pflug und ohne Dünger.

Der deutsche Ingenieur v. Meyenburg hat eine Bodenbearbeitungsmaschine ausgedacht, die in vieler Hinsicht eine Umwälzung der bisher im Aderbau üblichen Verfahren in Aussicht stellt. Wenn nämlich die auf dem Versuchsgut Hohenhof bei Hagen in Westfalen von Gutsbesitzer Eberhard Osthaus in den letzten Jahren mit dieser „Bodenfräse“ ausgeführten Versuche recht behalten, so wird künftig ein Ader auch ohne Pflug und Dünger sehr viel ertragfähiger gemacht werden können, wenn man ihn mit dieser Maschine bearbeitet.

Die Bodenfräse ist eine Maschine mit krallenartigen Schneiden, die tief in den Boden hineingreifen, ihn energisch durchwühlen und die Schollen in gut gekrümelter Form nach hinten abwerfen. Diese „Krallen“ sind auf eine Welle aufgesetzt, die in einer quer zur Fahrrichtung liegenden sogenannten Frästrommel läuft. Die Frästrommel wird durch einen 10-P.S.-Traktor über den zu bearbeitenden Ader geführt. Die federnden Stahlbäder weichen jedem Stein oder harten Gegenstand im Boden geschickt aus. Die Maschine ersetzt nicht nur die Arbeit des Pfluges, sondern auch die von Egge, Walze, Spaten, Rechen und Hacke. Das in einem Arbeitsgang gewonnene Saatbeet hält die Feuchtigkeit vorzüglich, ist gleichmäßig und reichlich durchlüftet und damit erwärmt, so daß die dem Pflanzenwachstum förderlichen Kleinlebewesen günstige Lebensbedingungen finden. Durch die rauhe Sohle des gefrästen Bodens dringt ferner der Frost weit tiefer hinein als durch die glattgestrichene Pflugsohle; der Boden saugt die Feuchtigkeit auf wie ein Schwamm und leitet sie nach unten. Im Frühling erwärmt sich der Boden auch rascher und gleichmäßiger. Die Bodenfräse geht auch dem Unkraut besser zu Leibe als der Pflug.

Der durch die Fräse bearbeitete Boden kann rasch bepflanzt werden, und eine Wintersaat ist oft möglich, wo der langsam arbeitende Pflug die Bestellung des Aders nicht rechtzeitig genug zustande bringt.

Mit großem Erfolg kann die Fräse verwendet werden bei der Urbarmachung von Deeland, wie Versuche im Rönigsmoor bei Bohmte im Bezirk Osnabrück bewiesen haben.



Die 10-P. S.-Gutsfräse auf Lehm Boden.

„Zum ersten, zum zweiten und zum —“

Von Fritz Müller.

Nach zehnjährigen treuen Diensten ächzte mein Schreibtischfessel auf und war kaputt. Flücken lohnte nicht mehr, also einen neuen. Neue aber waren umerschwinglich. —

„Weißt du was“, sagte meine Frau, „wir steigern einen.“ — „Aber ich habe keine Ahnung von der Technik.“ — „Sm, ich auch nicht, schau im kleinen Meyer nach.“

Ich schlug ihn auf: „Versteigerung ist die freiwillige oder unfreiwillige Vergantung von beweglichen und unbeweglichen, öffentlich aufgerufenen Gegenständen mit dem Zuschlag des Auktionars zum Höchstgebot.“ — „Schön“, sagte meine Frau, „jetzt gehen wir. In der Löwengrube ist eine ausgeschrieben.“

Unterwegs fragte sie mich: „Hast dir's ordentlich gemerkt?“ — „Versteigerung ist — Versteigerung ist die freiwillige oder unfreiwillige Ver — Ver — ich hab das Wort vergessen.“ — „Dachte mir's. Kehrt um und nimm den kleinen Meyer mit.“ — Ich kehrte um und nahm den kleinen Meyer mit.

Unterwegs trafen wir den langen Meyer, unsern Better. „Na, wohin?“ fragte er. — „Einen Schreibtischfessel wollen wir einsteigern.“ „Steigern? Wißt ihr denn Bescheid?“ — „Freilich. Eine Versteigerung ist die freiwillige oder unfreiwillige Vergantung beweglicher oder unbeweg-

licher —“ — „Quatsch!“ — „Bitte sehr, im kleinen Meyer hier —“ — Er wollte sich totlachen. „Aufs Bieten kommt es an und nicht aufs Definieren. Der mit dem Hammer will viel haben. Ihr wollt wenig geben. Andere mehr. Ihr müßt ihnen zuvorkommen oder den Appetit verderben, das ist die Kunst.“ — „Aber im kleinen Meyer —“ — „Der kleine Meyer ist ein theoretisches Lamm, sagt ihm das mit einem schönen Gruß vom langen Meyer, guten Morgen...“

„Das mit dem „Appetit verderben“ leuchtet mir ein“, sagte meine Frau. — „Aber wie?“ sagte ich. — „Laß mich nur machen.“

In der Löwengrube wimmelte es. Eine Menge Hausrat stand zum Aufruf. Ein Sessel stand auf einem Tisch. „Sag ihm“, flüsterte meine Frau, „daß der zuerst daran kommt.“ — Eine dicke Frau drehte den Kopf herum: „Alles nach der Reihe, erst kommt der Tisch, auf dem der Sessel steht.“ — „Warum nicht erst der Sessel, der auf dem Tisch steht?“ sagte ich hartnäckig.

„Ein Tisch!“ brüllte der Mann mit dem Hammer, „fünzig Mark zum ersten, zum zweiten und zum —“ — „Sechzig!“ schrie die dicke Frau. — „Siebzig!“ rief ein kleiner Mann. — „Achtzig!“ schrie die Frau. Und so ging's weiter, bis der Tisch versteigert war.

„Jetzt der Sessel!“ rief ich. — „Ein Spiegel, ein schöner Spiegel, ein sehr schöner Spiegel!“ brüllte der Hammermann, „hundertfünzig Mark zum ersten, zum zweiten und zum —“ — „Hundertsechzig!“ schrie die dicke Frau. — „Hundertsiebzig!“ rief der kleine Mann. — „Hundertachtzig!“ schrie die Frau. Und so weiter.

Meine Frau hatte einen roten Kopf. „Jetzt aber den Sessel!“ rief sie. „Was die nur mit dem Sessel hat!“ brummte es hinter uns.

„Ein Kleiderschrank!“ brüllte der Versteigerer, „zweihundert Mark zum ersten —“ Es wurde schwül. Dann kam eine Kommode an die Reihe. Es wurde schwüler. Schließlich war alles versteigert. Nur der Sessel stand noch in der Ecke. Der Hammermann mußte ihn übersehen haben. „Ich schließe hiermit die Versteigerung“, sagte er.

„Und der Sessel!“ schrie ich. — „Ach so, der Sessel — na schön — vierzig Mark zum ersten —“ — „Nimm ihn“, sagte heiser meine Frau. „Ich nehm ihn zu vierzig!“ schrie ich aufgeregt. — „Zum ersten, zum zweiten und zum —“

„Einundvierzig“, sagte die dicke Frau geringschätzig und gähnte. — „Unverschämte!“ entfuhr es meiner Frau. — „Was, unverschämte!? ich geb Ihnen gleich unverschämte! Eine solche Unverschämtheit —!“



Ein origineller Wettbewerb in Wien, bei dem der kleinste und der größte Einwohner der Stadt ermittelt werden sollten: Die Sieger (mit Schleifen), Franz Brusch (2,035 m) und Rudolf Kratky (1,11 m), unter anderen Wettbewerbern.

„Einundvierzig zum ersten“, brüllte der Hammer gleichmäßig. — „Zweiundvierzig!“ rief ich. — „Dreiundvierzig!“ schrie meine Frau. — „Vierundvierzig!“ schrie ich und schlug mit dem kleinen Meyer aufs Geländer. — „Fünfundvierzig!“ schrie meine Frau. — Der Hammer schmunzelte: „So ist's recht, wenn Mann und Frau zusammenhalten.“

Die Leute lachten. Jemand schlug mir auf die Schulter: „Ihr treibt ja einander selber in die Höhe — übrigens ein ganz schöner Sessel — fünfzig Franken biete ich.“ — „Fünfundfünfzig!“ rief meine Frau. — „Sechzig!“ rief der Herr. — Ich fing zu zittern an. Was hatte der lange Meyer gesagt: Appetitverderben? „Sechzig für den Sessel?“ schrie ich, „ist ja Unsinn!“

„Aha“, hörte ich es raunen, „die wollen ihn um jeden Preis. Mit dem Sessel ist was los. Historisch oder so was.“ — „Sollt' mich wundern, wenn der nicht vom Herzog Karl Theodor.“ — „Awas, Herzog! da ist ganz was anderes.“

„Sechzig zum ersten, zum zweiten, zum —“ — „Siebzug!“ rief meine Frau. — „Aber Frau“, flüsterte ich. — „Laß mich“, zischte sie aufgeregt, „ich muß ihn haben!“

„Hört ihr's“, murmelte es hinter mir, „sie muß —“

„Siebzug zum ersten, zum zweiten und zum —“ — „Achzig!“ schrie meine Frau. — „Zum ersten, zum zweiten und zum —“ — „Neunzig!“ rief meine Frau.

Gelächter und Gemurmur: „Die sind verrückt.“ — „Verrückt? Die wissen ganz genau.“ — „Und ich sag Ihnen, Herr Nachbar, mit dem Sessel ist was los.“ — „Was soll denn mit dem Sessel los sein?“ — „Was weiß ich — aber hat man nicht schon g'hört, daß unterm Polster oft ein ganzes Bündel Banknoten.“

„Neunzig zum ersten, zum zweiten und zum —“ — „Hundert!“ schrie jemand. — „Zweihundert!“ ein anderer.

Stille. Dann wieder ein Gemurmur: „Hab ich's Ihnen nicht g'sagt mit den Banknoten?“

„Dreihundert!“

Meine Frau war weiß geworden: „Wir können nicht mehr mit Mann.“ — „Jetzt grad extra!“ rief ich erbozt, „dreihundertundfünf!“

„Vierhundert!“ — „Fünfhundert!“ — „Fünfhundert zum ersten, zum zweiten und zum —“ — „Tausend!“

„Ah — aah — hab ich's Ihnen nicht gesagt — wenn man nur wüßt, wie dick daß das Banknotenbündel —“

„Lassen S' mich aus mit den Banknoten — was sind Banknoten heutzutage“ gegen einen festen Sessel —“

„Tausendzweihundert!“ — „Tausendfünfhundert!“ — Eine wilde Erregung ging um. Gerüchte schwirrten durch den Saal. Auf siebentaufend Mark wurde der Sessel hinaufgetrieben. Langsam zog der Sieger mit ihm ab. Hundert Augen folgten ihm.

„Was wetten wir“, sagte jemand, „in fünf Minuten hat er'n aufgeschnitten, und wenn er dann wirklich hunderttausend Mark —“ — „Dumm's Zeug, die haben in dem Sessel gar nicht Platz.“ — „Haben Sie eine Idee! Hunderttausend Mark in Tausendern sind nicht dicker wie mein Daumen, in so einem Sessel hat eine Million Platz, sag' ich Ihnen.“

Draußen auf der Straße umklammerte meine Frau meinen Arm: „Denk mal, Mann, eine Million —“

„Beruhigen Sie sich“, sagte ein junger Mann, „Sie erlauben, daß ich mich Ihnen vorstelle: Maier, Student der Medizin. Drei Semester hab ich noch. Aber Geld hab ich keines mehr. Da hab ich überflüssiges Erbmöbiliar versteigern lassen. Jetzt langt's außer zu den drei Semestern noch zu einem extra im Gebirge. Das verdank ich Ihnen —“

„Mir?“

„Ohne Sie wäre der alte Sessel nicht auf siebentaufend Mark gekommen —“

„Aber ich verstehe nicht —“

„Das war's ja gerade. Ich habe einen zweiten — kommen Sie — den schenk' ich Ihnen...“

Und jetzt steht wieder ein Sessel vor meinem Schreibtisch. Der kleine Meyer blickt zufrieden drauf herab, nur der lange Meyer, der Better, ist neidig-mißvergnügt: „Hm einen Sessel ganz umsonst — ich hab's ja immer gesagt, am billigsten kaufen auf Versteigerungen die, die nichts davon verstehen.“

Die Türe.

„Unser Schulzimmer hat eine Türe“, würden unsere kürzesten Schüler schreiben. — „Und was für eine!“ würde ich beifügen. Denn sie hat nicht die löbliche Eigenschaft gewöhnlicher Türen, nämlich die, zu schließen. Ich hätte bloß zu rapportieren, — und sie würde ausgebeßert. Aber ich zögere immer noch, — denn sie hat auch so ihre Reize. Abgesehen davon, daß sie den Unerfahrenen auf ganz eigentümliche Weise reizt. Sie ist eben eine Türe, die sich ihres Wertes vollkommen bewußt ist, und deshalb läßt sie sich nicht nur so als Nebensache behandeln. Der Uneingeweihte, der sie beim Eintreten verächtlich hinter sich ins Schloß werfen will, hört nicht das endgültige Geräusch des Fallens, — nein — ein spöttischer Dehnlaut gibt ihm zu verstehen, daß die Falle wieder über den Schräghaken hinuntergerutscht ist. Der Eintretende wird nun der Türe damit sein Mißfallen zu verstehen geben, daß er das Schließen so kräftig nachbesorgt, daß Firt und Blihableiter wackeln. Aber vergeblich! Solche Maßnahmen lehnt das selbstbewußte Möbel ab. Es scheint nun seine erste Pflicht, nämlich die, geschlossen zu sein, völlig vergessen zu haben und steht nun mit vierzig Winkelgraden vom Pfosten ab. Alle weiteren derartigen Verständigungsversuche scheitern in gleicher Weise. Schließlich schleicht sich der solcherweise Zurechtgewiesene dicht an die Türe heran, langt ganz sitzsam nach der Falle und führt sodann die Widerspenstige ganz höflich ins Schloß, als gälte sein Dienst einem Edelräulein. Die Erziehungsarbeit dieser, meiner Zimmergenossin, steht nicht im Unterrichtsplan, aber sie ist trotzdem erwähnenswert. Wir haben uns schon oft verstehend zugelächelt. Und auch schon, wenn ich über die Unzugänglichkeit eines Schülerhirns unwillig werden wollte, mahnte sie: Mach' es so wie beim Türschließen!

Gottfried Seß.